

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

Nr. 53.

Freitag, den 26. Juni

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbefizer Dr. Max Hutter).

Rheingold.

Novelle von Cary Groß.

(Fortsetzung.)

IV.

Durch den Abzug der Studenten wurde der Ausblick nach der Linde wieder frei; sogleich flog Ottiliens Blick hinüber. Gottlob, der ganze Tisch war leer. Vermuthlich hatte die Gesellschaft der Frau Nehwald den Aufstieg zur Thurmruine unternommen, denn Shawls und Schirme waren auf den Stühlen zurückgeblieben; ein Kellner rüstete den Tisch für eine Bowle, Kuchen und Gläser wurden bereitgestellt.

So war anzunehmen, daß die Rätthin und Miß Mich die Verlegenheit, in welche Ottilie soeben gerathen war, gar nicht bemerkt hatten; sie brauchte weder Schadenfreude, noch Vorwürfe zu fürchten, noch um die der guten Miß Mich verursachte Sorge sich selber Vorwürfe zu machen. — Nun konnte Ottilie wieder hoffen, daß das ganze Abenteuer trotz aller Zwischenfälle, auf die sie nicht gefaßt war, noch einen harmlosen, sogar lustigen Verlauf nehmen würde und sie ihre Rolle unerkannt zu Ende führen werde. Aber gerade als sie mit dieser erheiternden Zuversicht sich beruhigt hatte, bedrohte eine schlimme Gefährdung ihr Incognito auf's Neue. Zwischen den Zuschauern, die der Studenten Liebes- und Abzug herbeigelockt hatte, sah sie plötzlich ein bekanntes Gesicht mit namenloser Bewunderung auf sich gerichtet. — Es war ein freundliches Frauenantlitz, das Ottilie zu jeder andern Zeit mit Wonne erblickt hätte, denn es gehörte einer Lieben, fast mütterlichen Freundin Ottiliens an, der einzigen nahen Bekannten, die das junge Mädchen in dieser Gegend besaß, die sie aber ferne von Bonn geglaubt hatte. Doch gerade um Ottiliens willen war Fräulein Hermine Stark von Düsseldorf zurückgekommen, wo sie auf Besuch gewesen war, und hatte sogleich zur Partie auf den Drachensfels sich einigen Freunden angeschlossen, weil ihr gesagt wurde, daß Rätthin Nehwald mit ihrem Gast hinaufgefahren war. Hermine freute sich darauf, Ottilie dort zu überraschen. Die Ueberraschung war aber auf ihrer Seite, als sie, die wenig später als die Professorin Führer die Terrasse erreicht hatte, Ottilie am Tische des Sängers in fremdartigem Anzuge, mit der Guitarre in der Hand, erblickte. Sie hätte fast aufgeschrien, denn Hermine Stark war lebhaften Fühlens und nicht gewöhnt mit dem Ausdruck desselben ängstlich

zurückzuhalten; aber sie schloß den schon geöffneten Mund wieder, denn blitzschnell hatte Ottilie die Gefahr erkannt und in bittender Geberde den Finger auf den Mund gelegt. Fräulein Stark war zeitlebens keine Spaßverberberin gewesen; sie verstand sogleich, daß es sich hier um einen Scherz handle, und fühlte dabei sich sogleich in ihrem Element. Ohne eine Miene zu verziehen, suchte sie sich zu orientieren, wer bei der Sache mitwirkend war, wer nicht. Sie näherte sich fachte, ohne aufzufallen, dem Tisch der Sängers, so daß Ottilie ihr zuflüstern konnte: „Beste Tante Mina! Verrathen Sie mich nicht! Ich habe einen tollen Streich gemacht, kann nicht zurück. Helfen Sie mir ihn zu Ende führen. Miß Mich weiß Alles. Sie sitzt bei der Rätthin. Gehen Sie hin, schützen Sie meine Stellvertreterin.“

„Wer ist das?“

„Goldmunds Tochter.“

„Wie lange?“

„Bis heute Abend. Schicken Sie mir Bruder Ottomar an die Trambahn. Hier soll er mich beileibe nicht kennen und nichts ausplaudern; bitte, bitte!“

Fräulein Hermine verwickelte sich absichtlich in dem Stuhlchaos und stellte sich an, als danke sie dem jungen Mädchen für die kleine Hülfe, die es dabei leistete, so daß die Worte unbemerkt gewechselt werden konnten. Jetzt erst trat sie an den Tisch, wo ihre beiden Nessen, die Brüder Heermann, für sie und die Professorin Führer nebst ihren Freundinnen längst Plätze belegt hatten.

„Du kommst spät, Tante Mina“, rief man der Ankommenden entgegen. Unter diesem Namen war die heitere Dame, eine echte Rheinlandsstochter, nicht nur ihrer vielen Verwandten, sondern auch einer großen Zahl von Freunden bekannt. Der Name gefiel ihr, sie hatte ihn auch bei Ottilie, die bei einer Schweizer Badereise sie kennen gelernt hatte, die Tante gespielt, und zwar um so lieber, da Ottiliens Vater ein alter Bekannter von Fräulein Stark war.

Als Ottilie die Freundin von den Brüdern Heermann Tante nennen hörte, brauchte sie daher nicht anzunehmen, daß sie wirkliche Nessen Mina's seien. Erst allmählig wurde ihr die Beziehung klar, als Fräulein Stark am Nachbartisch absichtlich laut sprechend die Herren begrüßte mit „Tag, Mag! Tag, Walter! Danke Euch, mir den Platz bewahrt zu haben; kann aber nicht hier bleiben. Habt an Frau Professorin und den lieben Frankfurterinnen bessere Gesellschaft als an mir. Ich

muß zu Frau Näthin Nehwald, habe der „lieben Emma“ versprochen, Bowle mitzutrinken; fahre wohl auch mit ihr nach der Villa, zum Abendessen. Kommst Du nicht auch hinüber an den Tisch der Näthin, Max? Sie hält bekanntlich viel auf Deinen Besuch und liebt Dich sehr!”

„Wie sollte sie nicht? — Wir kennen einander längst gut“, entgegnete lachend der junge Mann. „Erlaube mir jedoch, daß ich Dir später nachkomme, Tante, um der „lieben Emma“ aufzuwarten und zugleich mich Professor Grubes Tochter vorzustellen. Das läßt sich Beides nicht umgehen.“

„Nun so zögere nicht lange, denn ich glaube, die Näthin bricht bald auf.“ Unter lebhaftem Bedauern der Andern verabschiedete sich Tante Mina. — „Man muß den Fremden Wort halten“, sagte sie bedeutungsvoll und blickte dabei auf Ottilie, als sie an dieser vorbei sich zur Linde begab.“

Das junge Mädchen war froh, der Eingebung gefolgt und Tante Mina als Wächterin zu der Näthin geschickt zu haben. Jetzt konnte von dort kein Ueberfall kommen, selbst von Ottmar nicht, der sein Erscheinen ohnehin nicht fest zugesagt hatte.

Im Gefühl vermehrter Sicherheit beängstigte es nun Ottilie keineswegs, als Frau Professor Führer den Sänger aufforderte, mit seiner Tochter an ihrem Tisch Platz zu nehmen und Thee mitzutrinken. Die Damen und Herren hatten bereitwillig Platz gemacht, so daß Ottilie zwischen Dr. Heermann und Frau Schmitz aus Frankfurt zu sitzen kam.

Tante Mina, die nur hübsch langsam, da und dort Bekannte grüßend, sich entfernte, sah diese Veränderung noch von weitem; ein lustiges Lächeln überflog ihre Züge. — „Um!“ dachte sie bei sich, „wenn Nefse Max wüßte, daß er sich gar nicht weit zu bemühen braucht um Grubes Tochter kennen zu lernen, ja, wenn sie ihn schon gefällt, ehe er nur weiß wer sie ist, so wäre das eine allerliebste Geschichte! Der Mensch denkt und Gott lenkt! Tolle Streiche sind schon oft der Vorsehung Letzttheile geworden.“

In bester Laune kam Tante Mina bei der Näthin an, deren bekümmerte Miene ihre Heiterkeit vollends hervorrief.

Frau Professor Führer aber beschäftigte sich, während sie den Thee bereitete, mit Goldmunds vermeintliche Tochter.

„Kein Wunder“, sagte sie zu dem Alten, der neben ihr saß, „daß Ihr schönes Kind den Studenten auffiel! Wäre sie bei dieser Schönheit auch noch mit Stimme begabt, so könnte man ihr Glück wünschen zu einer glänzenden Künstlerlaufbahn. Singen Sie wirklich nicht, mein Fräulein?“

„Gewiß, ich singe!“ erwiderte Ottilie, die sich beeilte dem die Sänger Gelegenheit zu neuen Verwirrungen abzuschnelden. „Ich bin ja Schülerin von Papa Goldmund! Aber ich konnte und wollte mich nicht zwingen lassen an einem Ort zu singen, wo mein eigentlicher Platz nicht ist.“

„Sie hatten recht. Aber ich kann sagen, wo Ihr eigentlicher Platz ist, Fräulein! Wenn Sie die entsprechende Stimme haben, so ist Ihr Platz das Theater, wo Ihnen glänzender Erfolg sicher ist.“

Ottilie lächelte muthwillig.

„Ich zweifle ob mein Vater damit einverstanden wäre!“

„Wie, Herr Goldmund, Sie, ein Künstler, könnten Ihrer Tochter die Künstlerlaufbahn wehren?“ so wandte sich die Professorin entrüstet gegen Goldmund.

„Ich — bewahre — nein!“ sagte dieser halb erschreckt. „Ich nicht! Sie selber will nicht. Sie paßt auch nicht für's Theater. Ihre Schüchternheit ist unüberwindlich, dazu ihre klösterliche Erziehung.“ Er hielt inne; er merkte, daß er wieder von Felicie sprach.

Frau Professorin blickte erstaunt von einem zum andern ihrer Gäste. So taktvoll und bescheiden Ottilie auftrat, war doch von Schüchternheit ihr nichts anzumerken. Zur klösterlichen Erziehung stimmte auch die geschmackvolle Kleidung nicht, die mit großer Eleganz getragen wurde; ohne das Hütchen, das Ottilie nun abgelegt hatte, würde man sie für eine Dame aus feiner Gesellschaft gehalten haben.

Dr. Max Heermann hatte Aehnliches gedacht und zugleich wahrgenommen, daß zu wiederholten Malen schon das junge Mädchen durch Goldmunds Mittheilungen in Verlegenheit gebracht und vom Eingehen auf ungezwungene Unterredung abgehalten worden war; deshalb zog er den alten Goldmund in ein Gespräch über Musikpublikationen mit seinem Bruder und hatte bald die Genugthuung zu sehen, daß seine Taktik dem jungen Mädchen nützte. Ottilie verkehrte ungezwungen und anmüthig mit den Damen, sobald sie Goldmunds Einrede nicht mehr fürchtete, und Max suchte und fand Anlaß sich am Gespräch mit heiterem Humor zu betheiligen. Es gelang ihm, der wenn er wollte, von Witz und Geist sprudelte, bald die ächte lustige Rheinlandstimmung herborzurufen. Die Zeit verging im Fluge; im Publikum verlangte man nicht mehr nach dem Sänger. Die Gäste, welche das Dampfschiff erreichen wollten, brachen auf, ebenso Andere, die noch weite Wege zu Fuß vor hatten. Auch am Tisch unter den Linden schien man sich zum Weggehen vorzubereiten. Max Heermann sah es zufällig und erinnerte sich seines Vorhabens, die Näthin zu grüßen.

„Sie werden uns untren“, riefen, als er aufstand, die Damen mit Ausnahme Ottiliens. „Die kleine Grube soll reizend sein. Sie wird Sie drüben fesseln.“

„Ich bin ein Aal, der jeder Fessel entschlipft.“

„Bis er einmal in eine Grube fällt“, lachte sein Bruder ihm nach. „Ich wette eine Bowle, daß er drüben bleibt und mit Näthin Nehwald nach der Villa fährt.“

„Eine Erdbeerbowle! Sie müssen sie zahlen, wenn Ihr Bruder zurückkommt!“ bestimmt Frau Schmitz.

Ottilie vertauschte ihren Platz mit einem andern neben Goldmund. Unauffällig konnte sie von dort den Tisch unter der Linde beobachten. Neben Goldmunds Tochterlein entdeckte sie diesmal eine blaue Cerebismütze. Die Mütze saß auf dem Lockentopf ihres Bruders. Gewiß hatte Hermine Stark Wort gehalten und Ottmar war von ihren Bestimmungen benachrichtigt, und somit war auch ihr Rückweg gedeckt. Vermuthlich war das Abenteuer ganz nach Ottmar's Geschmack. Er hatte sich mit einem Anschein von brüderlicher Vertraulichkeit neben Felicie niedergelassen und plauderte lustig zu ihr. Das junge Mädchen hörte offenbar vergnügt zu; sein Gesichtchen schaute nicht mehr so blaß wie vorhin unter der himmelblauen Feder hervor, sondern strahlte von kindlichem Frohsinn, der seine Lieblichkeit erhöhte. Soeben trat Dr. Max Heermann, der zuerst die ältern Damen begrüßt hatte, vor Felicie hin. Ottilie war sicher, daß

er sich als Bekannten und Schüler ihres Vaters vorstellte, denn Felicie verbogte sich verlegen und erröthete.

„Wenn ihm die Töchter meines Vaters dort drüben besser gefällt wie hier“, gestand sich Ottilie — „so ist es nicht schmeichelhaft für mich — würde mir auch weniger belustigend vorkommen, als es bei Dr. Lebert der Fall wäre.“

Der ältere Heermann beobachtete gleichfalls was am Tische der Rätlin vorging.

„Alle Wetter!“ rief er auf einmal, „das hatte ich nicht erwartet. Kellner, besorgen Sie eine feine Erdbeerbowle mit Champagner für unsern Tisch! May kehrt wirklich zu uns zurück.“

Ueber dem Lachen und Beifallklatschen Aller bemerkte man nicht, daß Ottiliens schönes Gesicht freudig erstrahlte. Auf's Lustigste wurde der wiederkehrende May begrüßt und mit Fragen bestürmt, wie er Professor Grubes Töchterlein gefunden habe.

„Gütsch genug, aber nicht interessant. Allerdings kann ich nicht urtheilen in so wenig Zeit“, sagte er ablehnend. „Sedenfalls gefällt sie meiner Tante Mina sehr. Sie will mit Frau Rätlin, die einen Platz frei hat, zurückfahren und den Abend in ihrer Gesellschaft verbringen.“

„Macht Fräulein Grube mehr Glück bei Damen als bei Herren?“ fragte Frau Sämitz. „Ich möchte gern dem Vater, wenn ich ihn in Frankfurt sehe, eine ganze Liste von Eroberungen melden, die seine Töchter in der Bonner Herrenwelt gemacht hätte.“

„Dann schreiben Sie nur getrost den eleganten Doktor Lebert auf die Liste“, scherzte May. „Er sieht ganz ingrimmig aus, wenn das Fräulein mit seinem eigenen Bruder, dem jungen Grube, plaudert, der allerdings auffallend munter ist. Die Geschwister scheinen sich besonders gut zu verstehen. Ich war jedenfalls überflüssig und stelle mich als eintägiger Freiwilliger wieder zu Diensten.“

„Das muß solenn gefeiert werden“, sagte Frau Professorin Führer und schlug vor, die Bowle lieber in den hübschen Gartensalon bringen zu lassen, wo keine Gäste seien und man nicht befürchten müsse, von der Abendkühle zur Eile getrieben zu werden. „Ein Klavier ist auch dort, und wer weiß, ob wir nicht unbehelligt von ungeladenen Zuhörern ein Liebchen von jugendfrischer Stimme zu hören bekommen!“ schloß sie, Ottilie freundlich ansehend.

Diese blieke diesmal nicht streng auf bei der Anspielung. Als die Tafelrunde in dem eleganten Saal etablirt war und fast alle Gäste von den Nachbarischen sich verloren hatten, erhob sich Goldmund, sein Notenbuch zu holen. Aber Ottilie hielt ihn zurück, und ihm ihr Glas zuschiebend, griff sie nach der Guitarre und erklärte selbst singen zu wollen.

„O, Welt, wie bist Du so wunderschön!“ klang es glodenrein in Jubeltönen durch den Saal. — Entzückt lauschte die gewählte Gesellschaft der Musikfreunde, und des Beifalls und Lobes ihrer Stimme wie ihrer vortheilhaftesten Schulung im Vortrag wollte es kein Ende werden. — Als Ottilie mit dem alten Goldmund auch noch ein Duett aus Schumanns Genovefa gesungen hatte, das die Professorin wünschte und selbst auf dem Klavier begleitete, steigerte sich in Frau Führer das Entzücken zu Enthusiasmus, und sie rückte sogleich mit dem ganzen Kunstfeuer vor, um Goldmunds unbegreiflichen Widerstand gegen den Künstlerberuf seiner Tochter zu besiegen, wo-

bei sie von den Uebrigen unterstützt wurde. Nur Dr. Heermann verhielt sich ruhig. Er horchte um so gespannter auf das, was Ottilie selbst entgegnete, und verleitete daher diese, als sie es bemerkte, zu der Schelmeret, zu sagen, sie werde hierbei sich ganz von der Einsicht ihres Vaters leiten lassen, der bisher den Wunsch noch nie geäußert habe, sie auf der Bühne zu sehen.

Dies erschien hinwieder der Frau Professorin empörend, denn Goldmunds Tochter würde ein Stern ersten Ranges am Bühnenshimmel werden. Da dem alten Goldmund dabei wacker eingeschönt wurde, zeigte er sich immer nachgiebiger, versprach die Sache zu bedenken, erregte aber dadurch der Professorin Unmuth gegen die philisterrhaften Anschauungen der Neuzeit, die sogar Künstler bedenklich machten.

Der junge Heermann fand während der lebhaften Diskussionen über Kunst und Beruf des älteren Gelegenheit zu einem andauernden Gespräch mit Ottilie, deren Meinung er ebenso geschickt zu ergründen suchte, als sie verstand, einen Theil davon, und zwar gerade den, der ihn am meisten interessirte, zu verschweigen. Dagegen konnte May sich überzeugen, daß das junge Mädchen gründlich und vielseitig gebildet war, viel gelesen und gedacht hatte, ein zutreffendes Urtheil und feinen Geschmac auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst besaß. May wunderte sich nicht mehr, daß eine sorgfältige Erziehung dem alten Goldmund viele Opfer auferlegt hatte; er staunte nur, daß eine Institutzziehung ein solches Resultat gehabt hatte, denn die Auffassung des jungen Mädchens war so frisch und urprünglich, als habe sie mehr durch Anschauung als durch schablonmäßiges Lernen sich unterrichtet, dabei auch volle Freiheit genossen nach Liebhaberei und Talent sich zu entwickeln, wie es nur die Einzelerziehung und diese nur unter den günstigsten Verhältnissen gewähren kann.

Wahrlich, ein derart erzogenes und ausgebildetes Mädchen hatte Alles in sich, um als Künstlerin nicht nur in Gefahren zu bestehen, sondern auch die Höhe zu erreichen, der ihr Talent entsprach. Dennoch widerstrebte es dem jungen Professor, die Frage der Professorin einfach zu bejahen, ob nicht ein außerordentliches Talent die Verpflichtung auferlege, es bis zur Kunstvollendung auszubilden. Damit zog er sich aber die Ungnade vor Frau Führer zu, die, ihres guten Rufes gewiß, nichts lieber that, als von ihrer eigenen Kaufbahn als Künstlerin zu sprechen.

„Männeregotismus ist es“, eiferte sie gegen May. „Zhr glaubt immer, die feinsten Blumen sollten nur dazu dienen, Euer Haus und Euern Küchengarten zu schmücken. May ja sein, daß viel Schönes dort gedeihen und beglücken kann, besser als anderswo. Aber den seltenen, den ungewöhnlichen Wunderblumen, wie Goldmunds Kind zu sein verspricht, ihnen gebührt die Stelle im Zaubergarten der Kunst, und zwar auf einer Höhe, wo Tausende sie bewundern können, wo sie Sonne und Verehrung dem Fürsten und dem Volke spenden.“

„Aber auch von plumpen Füßen zertreten, vom Staub der Deffentlichkeit belästigt und besteckt werden können.“

„Altmodische Einwendungen! Solche Blumen schützt die Höhe, oder auch die Hand der Liebe. Oder sollten auch Sie, Dr. Heermann, den ich trotz seiner Weiberscheu, oder vielleicht wegen derselben, für einen Diener des Ideals und Verehrer edler Weiblichkeit halte,

zu Jenen gehören, die sich die Gattin nur aus den Reihen der im Schooße des Ueberflusses Erzogenen holen würden? Sind Sie nicht der Mann, zu begreifen, daß die beste Liebe nur da sich entfaltet, wo das Weib um seiner Vorzüge, die ihm innewohnen, die unzertrennlich zu ihm gehören, gewählt und gefreit wurde? Daß Geld und Rang gar nichts zum inneren Werth beifügen?"

Ottilie hatte, als die Rede der Professorin eine verhänglich ernste Wendung nahm, sich sachte entfernt und am Klavier sich zu thun gemacht. — Dr. Heermann blickte verstoßen zu ihr hinüber, als er in halblautem, aber gleichfalls ernstem Ton antwortete:

„Ziehen Sie die gute Meinung nicht zurück, die Sie von mir hegen, gnädige Frau! Ich hoffe Sie noch zu rechtfertigen; aber verdienen Sie mir auch den Wunsch nicht, sofern ich ein Kleinod von unschätzbarem Werth fände, es bei mir sicher zu bergen.“

Ein wohlklingender Accord ertönte. Ottilie hatte sich an's Klavier gesetzt und spielte die Einleitung zu der wunderbaren Widmung an die Musik von Franz. Jetzt ertönte von ihrer sympathischen Stimme das Lied: „Wenn die Schatten dunkeln.“ Mäuschenstill war es im Saale geworden. Als das Lied geendet war, eilte Frau Führer auf Ottilie zu und umarmte sie.

„Sie haben unsern Streit wunderbar geschlichtet, theures, hochbegnadetes Geschöpf! Mit der Lehre, die ihre Widmung gibt, können wir Frieden schließen. Wer sich der Musik weihet, ernstlich und für immer sich ihr hingibt, der dient der Kunst auch außerhalb des Theaters und bleibt geheiligt auch in seiner Oeffentlichkeit. — Aber Sie, liebe Sängerin, lasse ich heute nicht mehr von mir. Sie müssen mit mir kommen in unser Tusculum nach Godesberg. Professor Führer wird glücklich sein Sie kennen zu lernen, und wir verbringen einen wunderbaren Abend. Goldmund schließt sich den Herren an, inbess Sie mit mir und den Damen vorausfahren. Ich lade sämtliche Herren zum Abendbrod in meine Villa ein.“

Ottilie lehnte die Einladung ab. Entschieden erklärte sie, Papa Goldmund könne weitere Aufregungen nicht ertragen, und sie selber müsse rechtzeitig in die Familie zurück, zu Freunden ihres Vaters, die ihr Schutz und Asyl gewährten. Goldmund bestätigte auf ihren Wink ihre Aussage. Ohne Zeit zu neuen Einwendungen zu geben enteilten beide dem Drachensfels auf den Weg, die zur nahen Trambahnstation führte, um den letzten Zug abwärts zu benützen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Mormonenthum.

„Was wissen Sie von den Mormonen?“ Diese Frage wurde mir unlängst vorgelegt. Ich konnte nur eine kurze Antwort geben, wenig mehr, als auf das von den „Heiligen der jüngsten Tage“ (wie sich die Mormonen nennen) erbaute neue Jerusalem und auf einige kurze Glaubenssätze hinweisen. Diese unvollständige Antwort bewog mich, das Leben und Treiben dieser Secte durch eingehendes Studium diesbezüglicher Schriften kennen zu lernen. Da manche der geehrten Leser vielleicht auch nicht mehr zu antworten wissen, als ich seinerzeit wußte, so zeige ich mit kurzen Notizen das Lehren und Treiben der Mormonen. Joe Smith, geboren am 23. September 1805 zu Sharon im amerikanischen Staate Ver-

mont, ist der Stifter dieser abergläubischen, schwärmerischen, jüdisch-christlich-mahomedanischen Secte; — er war der Sohn eines Landmanns und empfing, den einfachen Verhältnissen gemäß, nur eine dürftige Schulbildung, nach derselben widmete er sich dem Kaufmannsstande. Durch sein religiös gestimmtes Gemüth und sein Forschen nach religiöser Wahrheit getrieben, las er in seiner freien Zeit viel die Wesleyanischen Predigten und die Bibel, gerieth aber in einen Wirwar von Widersprüchen und Zweifeln, darin er sich nicht zurecht finden konnte. Da er eine positive Abneigung gegen die katholische Kirche besaß, suchte er Belehrung und Rath bei der protestantischen, — englischen, — puritanischen, — methodistischen Kirche; doch konnte ihn keine dieser Religionen befriedigen, daher erklärte er alle Religionen und Confessionen für falsch und beschloß eine neue Religion zu stiften. — Joe Smith behauptete, mit Gott und den Engeln in Rapport zu stehen und göttliche Offenbarungen empfangen zu haben. In seinem 17. Jahre (1820), gab er an: eine Stimme vom Himmel habe zu ihm gesprochen und alle bestehenden Religionen für falsch erklärt. — Da er als ein Abgeordneter Gottes gelten wollte, kam er mit vielen religiösen Sectenpredigern in Streit, die ihn als einen Betrüger und Schwärmer erklärten. Diesen gegenüber verteidigte er seine Stellung durch folgende Mittheilung: Am 21. September 1823 habe ihm ein Engel gesagt, er solle die an einer bestimmten Stelle der Erde vergrabenen Tafeln der Offenbarungen aufsuchen; er habe jahrelang gesucht und endlich eine auf goldene Platten mit ägyptischen Buchstaben geschriebene Urkunde gefunden, die eine Ergänzung der heiligen Schriften des alten Testaments sei und deren Verfasser „Mormon“ geheißten. Bei diesen Platten hätten zwei transparente Steine gelegen, die ihm als Instrument gedient, den Inhalt der Urkunde zu übersetzen. Diese Uebersetzung der Urkunde, — das Buch der Mormonen, — sei der heiligen Schrift gleich zu achten; — es berichte die Geschichte der Ureinwohner Amerikas, die nach dem verunglückten Thurmbau zu Babylon aus Asien gewandert, um sich in Amerika niederzulassen. — Weiter wird erzählt, daß Christus nach seiner Auferstehung zuerst den Amerikanern erschienen und bei ihnen seine Kirche gegründet habe. — Im vierten und fünften Jahrhundert n. Chr. wurden die Christen aber, ihrer Sünden wegen, ausgerottet. Mormon, der letzte christliche Prophet, schrieb eine Geschichte der amerikanischen Christen, ihre Lehren und Weissagungen und grub dieselben in jene Platten ein, die Joe Smith gefunden. Mormon's Sohn Morant empfing, als auch er verfolgt wurde, von Gott den Befehl, die von seinem Vater geschriebenen Tafeln zu vergraben; Gott selbst wolle dieselben in Schutz nehmen und erst „in den jüngsten Tagen“ wieder an's Tageslicht befördern. — Thatsächliche Untersuchungen dieser eklatanten Betrügerei haben festgestellt, daß im Jahre 1812 ein anglikanischer Prediger in Neu-Salem, Salomon Spaulding, einen Roman geschrieben über die Ureinwohner Amerikas und die Abenteuer der in Amerika zerstreuten Stämme Israels. Das Manuscript dieses Romans kam in den Besitz eines Freundes Smiths, Namens Sidney Rigdon. Beide Freunde fabricirten nach dem Manuscript in betrügerischer Weise die Urkunde des Mormon und nannten dies Werk die „goldene Bibel“. Der werthvolle Fund dieser, die göttlichen Offenbarungen enthaltenden „goldenen Bibel“, durch amerikanische Zeit-

ungen bekannt gemacht, wurde acceptiert von einer Schaar gläubiger Anhänger. Dadurch ermutigt, beglückte Joe Smith die Seinen mit einem neuen inspirirten Buche, das Offenbarungen von Engeln enthielt. — Das hebräische Original, das er von Engeln empfangen, habe er selbst übersetzt; er gab an, eine Wunderbrille zu besitzen, durch welche er hebräische und griechische Prophezeihungen ins Englische übersetzen könne. — Auch dieses Nachwerk fand Glauben.

Smith's Anhänger nannten sich „die Heiligen der letzten Tage.“ — Die Dogmatik dieser wunderbaren Heiligen behauptet Folgendes: Sion wird wieder hergestellt. Christi Reich dauert 1000 Jahre; am Ende desselben erfolgt die Auferstehung der Todten. — Gott ist ein körperliches, mit Sinnen begabtes Wesen. — Die ganze Welt mit allen Schätzen gehört den Mormonen.

Ihre Kirche besitzt die Gnaden und Wundergaben des Urchristenthums. — Sie glauben an Gott, an Jesum Christum, an die Erlösung durch ihn und an den heiligen Geist. Eine verschiedene Taufe ist nothwendig, eine für Sünder, eine für Kranke, eine für Todte. Die Taufe geschieht in der Kirche oder in Flüssen durch Untertauchen. — Die Taufe der Todten befreit die Verdammten aus der Hölle. — Nächstenliebe, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Mäßigkeit, Fleiß und Vielweiberei sind geboten. — Das Priesterthum unterscheiden sie nach der Ordnung des Melchisedech und nach der Ordnung des Aron. Die Hierarchie besteht aus Propheten, Aposteln, Bischöfen, Hirten, Großpriestern, Lehrern, Ältesten und Diakonen. —

Der Platz, an dem das neue Jerusalem erstehen sollte, wurde von Smith durch Prophetie bestimmt. An einem Orte im Staate Missouri, im County Jackson sprach Smith: „Wahrlich, ich sage euch, mein Knecht Sidney Gilbert (ein mormonischer Apostel) soll sich an diesem Orte anbauen und — einen Laden etablieren.“ So wurde dort 1833 Neu-Sion erbaut. Die Mormonen geriethen in Folge ihrer fanatischen Anmaßungen und Herrschsucht mit den übrigen Einwohnern in Conflict. Ein gewaltiger Aufruhr entstand gegen die „Heiligen der letzten Tage“, bei dem Joe Smith Nachts aus dem Bette geholt und gehängt wurde, in der Weise, daß man ihn mit Theer überschüttete und ihn sodann mit Federn umhüllte. — Nach dieser schimpflichen Behandlung zogen die Mormonen von dannen im Jahre 1834 und erbauten Nauvoo am Mississippi. Die Gemeinde bestand damals aus 15,000 Mann. Joe Smith gründete hier einen Gottesstaat; er gab als Prophet, König und Hoherpriester seine Gesetze; bildete eine Miliz, baute einen prächtvollen Tempel, der 1,000,000 Dollars kostete. Dieser Tempel trug in goldenen Buchstaben die Inschrift: „Das Haus des Herrn, erbaut durch die Kirche Jesu Christi, der Heiligen der letzten Tage. Begonnen am 1. April 1841.“ In diesem Tempel befand sich ein umfangreiches Taufbecken aus Metall, das auf 12 Säulen mit vergoldeten Säulen ruhte.

Da es Joe gelang, auf legislativem Wege viele bedeutende Privilegien zu erhalten, war er in seinem Hochmuth so vermessen, daß er als Candidat der Präsidentschaft der Vereinigten Staaten auftrat.

In alle Welttheile sandte Joe seine Apostel aus, die neue Lehre zu verbreiten, — und nicht umsonst. Ihre Propaganda hatte reichen Erfolg. Da die Mormonen in ihrem Glück übermüthig wurden und ihre Gegner

mit schroffen Maßregeln angriffen und verfolgten, hob der Staat Illinois seine Miliz auf, den Uebermuth der Mormonen zu dämpfen. In diesem Aufruhr wurden Joe Smith und sein Bruder Hiram ins Gefängniß gebracht, und am 27. Juni 1844 drangen als Indianer verkleidete Männer ins Gefängniß und ermordeten den großen Propheten-König sammt seinem Bruder.

Nach dem Tode Joe's entstanden verschiedene Parteien und Spaltungen innerhalb der Secte. Der nach langem Streit gewählte neue Propheten-König Brigham Young gab den Befehl, den bisherigen Wohnort zu verlassen. 1846 geschah die Auswanderung, einem unbestimmten Ziele zu. Ein ganzes Jahr hindurch wanderten sie unter Mühsalen und Entbehrungen, bis sie endlich in Utah, fern von allen Verkehrswegen, in dem unbewohnten Lande, das einer öden Wüsten gleich, ihre Wohnstätte nahmen, wo ein neues Sion gegründet und der „Gottesstaat“ hergestellt werden sollte. Mit großem, energischem Fleiß haben die Mormonen das Land bearbeitet und cultivirt; schon im Jahre 1850 besaßen sie dort drei große Colonien und sehr viele Farmen. Ein neues Jerusalem wurde auf dem östlichen Ufer des Flusses, den sie Jordan nannten, erbaut. Großartig ist die Stadt angelegt. Die Straßen sind 132 Fuß breit. Jedes Haus muß 20 Fuß von der Straßenfront abstehen; dieser Raum wird mit Sträuchern und Blumen bepflanzt. Durch jede Straße rinnt ein klares Bächlein, dasselbe dient zur Reinhaltung der Straßen und zum Nutzen der Gärten. Der Bau eines colossalen Tempels wurde in Angriff genommen, der aber so bald seine Vollendung nicht erreichen wird, da es der größte Tempel der Welt werden soll.

Nachdem sie sich nun eine blühende Heimath gegründet, wurden viele Missionäre ausgesandt, um immer mehr Glaubensbrüder zu gewinnen; sie verbreiteten kräftiglich den Glaubenssatz: nur auf dem heiligen Boden ihres Landes könne man selig werden. Im Jahre 1849 hatten die Mormonen sich eine demokratisch-theokratische Verfassung in ihrem Staate gegeben. Der Congress verweigerte jedoch die Genehmigung und verlangte einen nichtmormonischen Gouverneur; dagegen sträubte sich aber die Heiligen. Es gelang ihnen durch eigene Zwischenfälle, daß ihr Propheten-König Brigham Young zum Gouverneur ernannt wurde. Doch schon 1858 bestimmte der Congress durch energisches Eingreifen einen Gouverneur, der Nichtmormone war, dadurch sollte insonderheit bezweckt werden, der Vielweiberei ein Ende zu machen. Leider ist dieser Zweck bis jetzt noch nicht erreicht. Die Gemeinde der Heiligen wird zunächst mit unumschränkter Machtvollkommenheit regiert von dem Propheten-König, der mit zwei ihm zur Seite stehenden ein Triumvirat bildet. Sodann folgen 7 Apostel, 2085 Mitglieder des Siebziger-Rathes, 715 Oberpriester, 994 Älteste, 514 Priester, 471 Monitoren und 227 Diakonen.

Das Missionswerk der Mormonen ist ein über alle Länder der Erde verbreitetes. Nahe an 600 Missionäre sind thätig. Im Jahre 1858 gab es 120,000 Mormonen; 68,000 in Amerika, 39,000 in Europa, 3500 auf den Sandwichinseln, 2400 in Australien, 1000 in Asien und 100 in Afrika. In Europa sind sie am zahlreichsten in England, Dänemark, Schweden und Norwegen. Bemerkens- und bedauerenswerth ist die Thatsache, daß Joe Smith im Jahre 1830 seine Secte organisirte mit 30 Anhängern; in neuerer Zeit zählt sie über eine halbe

Million Seelen, die auf diesem Wege der wahren Kirche Christi verloren gehen. — Mögen die vielen Zerwürfnisse, Spaltungen und Uneinigkeiten innerhalb der Secte, sowie unferjets beharliches Beten und Arbeiten für die Kirche Christi kräftiglich dazu beitragen, daß die armen betrogenen „Heiligen“ zur Erkennniß der Wahrheit kommen, damit die Entstellung und Verunglimpfung der christlichen Religion vom Erdball verschwinde.

„Steckenprocession“ und Stabopfer. *)

In den kleinen Mittheilungen von Nr. 24 des „Bayerland“ war von einem ehemaligen Kreuzzuge der Pfarrei F. nach Mühldorf die Rede, welche man den Steckenkreuzgang nannte, „weil jeder Theilnehmer mit einem Stecken versehen sein mußte, der in Mühldorf in einen hölzernen Behälter des Gottesackers geworfen wurde“. Leider hat der Einsender dieser Notiz es unterlassen, sich über Zweck und Charakter jener Procession weiter zu äußern. Er fügt nur noch die Vermuthung an, daß jener eigenthümliche Brauch mit einem Ereignisse im Schwedenkriege zusammenhänge.

Das Letztere möge dahingestellt bleiben. Doch sei es gestattet, auf weitere Thatfachen aufmerksam zu machen, welche darthun, daß ein eigenthümlicher Gebrauch von Stäben bei Processionen und Wallfahrten weder eine singuläre Erscheinung, noch jungen Datums sei.

Auch in Regensburg existirt eine Procession, welche ganz ebenso wie jene in F. bei Mühldorf im Volksmunde die „Steckenprocession“ heißt. Sie wird veranstaltet von der marianischen Congregation und bewegt sich von der ehemaligen Dominikanerkirche aus, in welche die Congregation nach dem Brande der Jesuitenkirche St. Paul (1809) verlegt wurde, über den Bismarckplatz zur Kirche zurück. Nur Männer betheiligen sich an derselben, und zwar entsprechend der großen Zahl der Congregationsmitglieder sehr viele von Stadt und Land. Da sieht man nun allerdings, wie fast ein jeder entweder mit seinem städtischen Spazierstocke oder seinem urwüchsigem, in Strauch und Wald geschnittenen „Kreuzsteden“ in der Hand einherwandelt, wie eben sonst auch. Doch davon allein kann die Procession nicht recht wohl „Steckenprocession“ genannt worden sein. Der Name muß irgend welchen historischen, nunmehr vergessenen Grund haben, der vielleicht noch um ein gutes Stück hinter der Zeit zurückliegt, da die Jesuiten die genannte Procession in Regensburg einführten.

Längere Stäbe, welche oben mit einem farbigen Tuche nach Art eines Fähnleins und in der Regel auch mit irgend einem frommen Emblem aus Metall geschmückt sind, werden allenthalben in Süddeutschland von einzelnen Bruderschaftsmitgliedern bei feierlichen religiösen Umzügen mitgetragen. Jeder, der die Fronleichnamprocession in München kennt, erinnert sich der als Pilger gekleideten Gestalten, welche derartige Stäbe führen. Doch scheint dieser Brauch mit dem Steckenkreuzgang von F. nichts gemein zu haben und eher daran zu gemahnen, daß gewisse kirchliche Vergünstigungen, wie Ablässe, welche ehemals an eine Pilgerfahrt an entfernte Orte geknüpft waren, allmählig auch an Bruderschaften übergingen und von deren besonderen Andachtsübungen abhängig gemacht wurden.

*) Aus der Zeitschrift „Das Bayerland“.

Eine große Aehnlichkeit mit dem genannten Steckenkreuzgang von F., bei welchem man die Stäbe am Ziele der Pilgerfahrt deponirte, finde ich dagegen bei den Wallfahrten zum Grabe des heil. Bischofs Ulrich von Augsburg, welche bereits kurz nach dessen Tod (973) begannen. Propst Gebhard, welcher zwischen 983 und 993 das Leben und die Wunder des hl. Ulrich beschrieb, erzählt uns davon. Nach ihm hätte der eigenthümliche Gebrauch, Stäbe am Grabe des hl. Ulrich niederzulegen, auf Veranlassung des Propstes bei St. Afra, Wilfried, seinen Anfang genommen. Zu diesem sei ein fieberkranker Mann, Reginwalech, aus der norrischen Provinz gekommen, ein Mittel gegen seine Krankheit zu erhalten. Da sprach Wilfried: „Geh' und hole Dir einen Stab und trage ihn zum Grabe meines Herrn, des hl. Ulrich, zur Erlangung Deiner Gesundheit!“ Und dieser ging, schnitt sich einen Stab von Birkenholz und brachte ihn zu dem genannten Propste, welcher ihn zu dem heil. Grabe führte und ihn anwies, den Stab darauf zu legen. Zur Stunde wurde er sodann, der auch auf das Gebet der Geistlichen vertraute und durch ihre Unterweisung im Glauben bestärkt wurde, fieberfrei und gesund.“

Daraufhin kam eine ungläubliche Menge von Leuten, die ebenfalls von einem damals herrschenden Fieber befallen waren, zum Grabe des Augsburger Bischofs, „die einen mit Stäben, andere auch noch mit anderen Opfergaben“. Die Stäbe wuchsen begreiflicherweise zu einer solchen Zahl an, daß sie in den Gassen der Kirche nicht mehr Platz fanden und in dem Balkenwerke des Daches aufbewahrt werden mußten (cf. W. Velsers opp. Nürnberg 1682: Miracula S. Udalrici p. 574 ss.). Offenbar galten sie als die schlichteste und einfachste Art von Weihegeschenken, als ein bloßes Zeichen der Verehrung und des Dankes gegen den Heiligen, nicht als die Darangabe eines wirklichen Werthes an sein Heiligthum.**)

Sollte sich nicht auch anderwärts in der Uebersetzung oder in geschriebener oder gedruckter Literatur die Erinnerung an eine ähnliche Sitte erhalten haben? Geht sie vielleicht zurück auf einen urgermanischen, noch heidnischen Gebrauch? Dr. E. in N.

Aus dem Vogelleben.

Eine fesselnde Skizze aus dem Vogelleben theilt der „Abn. Volksztg.“ ein Leser aus Gumnitz mit. Es handelt sich darin um merkwürdige Erlebnisse mit einem Buchfinken. Der Winter 1894/95 führte bekanntlich, so erzählt der Vogelfreund, ein recht strenges Regiment, namentlich blieb der hart gefrorene Schnee andauernd liegen, so daß die armen Vögel, denen es am Nothwendigsten gebrach, dichter um die Wohnungen der Menschen sich ansammelten. Wir hatten im Spätherbst die zur Reife gelangten Sonnenblumen abgeschnitten und sie an einem lustigen Ort zum Trocknen aufgehängt. Diese wurden jetzt hervorgeholt und an den Bäumen unseres Gartens befestigt. Es währte nicht lange, so kamen die Meisen herbei und pickten mit hurtiger Geschicklichkeit die schwarzen Samenkörner aus ihrem Versteck heraus. Das geschäftige

**) Unwillkürlich erinnert man sich an die Redensart, welche von einer Sache, die gar nichts werth ist, sagt: „sie sei keinen Sieden werth“.

Treiben der munteren Gesellschaft machte uns viel Vergnügen. Da, eines Tages gesellte sich ein dicker Buchfink zu der kleineren Vogelschar. Ohne Ansehen der Person haßt er rechts und links um sich und treibt alle in die Flucht, bis er sich selbst gesättigt hat. Ein solch unverschämtes Auftreten erregte natürlich unseren gerechten Zorn; zu steuern war jedoch dem Unfug nicht, und dann hatte das Thierchen auch wohl großen Hunger, und so ließen wir es gewähren. Damit die anderen nicht zu kurz kamen, hingen wir noch mehrere Sonnenblumen auf, streuten außerdem Brodkrumen und verschiedene Samen auf die Fensterbank. Aber auch hier behauptete der Dicke bald seinen Platz als Alleinherrscher. Als es draußen zu grünen und zu knospen begann, stellten wir das Füttern ein. Mit diesem Verhalten war jedoch der Buchfink keineswegs einverstanden.

Eines Tages sitzen wir beim Kaffee, da fliegt ein Vogel außen an den Fensterscheiben auf und ab, als begehre er Einlaß. Wir öffnen das Fenster und streuen Samen auf den Blumentisch. Der Dicke — er war es — bedenklich nicht lange, sondern hüpfst lustig hinein und verzehrt Alles, was wir ihm hingelegt. Von dem Augenblick an wurde er täglich kühner und unternehmender. Wenn er uns von außen bei Tisch erspähte, krallte er sich gegen eine Scheibe an und klopfte mit dem Schnabel an's Glas. Sobald wir ihm dann öffneten, kam er herein, sogar bis auf den Esstisch, und holte sich die Brocken von unseren Tellern. Unser früherer Ingrim gegen den frechen Gesellen verwandelte sich so allmählig in Liebe und Anhänglichkeit. Wir hatten uns mit der Zeit derart an den gefiederten Gast gewöhnt, daß wir ihn recht schmerzlich entbehren, als er vergangenen Herbst plötzlich ganz ausblieb. Da auch Buchfinken bei uns überwintern, so glaubten wir nicht anders, als das Thierchen sei durch einen Sperber oder eine Kage ums Leben gekommen oder infolge zu guter Nahrung eingegangen. Wir sprachen noch manchmal — bereits in der Vergangenheit — von dem netten Kerlchen, und den vielen Bekannten, die sich nach ihm erkundigten, mußten wir stets dieselbe traurige Antwort geben: „Unser lieber Dicker kommt nicht mehr.“

Dieses Frühjahr nun, vor mehreren Wochen, als die Sonne so prächtig und warm schien, höre ich einen Buchfinken im Garten singen. Der etwas herausfordernde Schlußton dünkt mich bekannt. Ich trete an's Fenster und rufe: „Dicker! Dicker!“ Siehe da: es währt nicht lange, so sitzt unser Dicker auf dem Fenstersims, hüpfst gleich darauf geschäftig auf den Blumentisch, zum Kanarienvogel, zum Papagei, auf den Esstisch — als sei er erst gestern noch dort gewesen! Im ganzen Hause herrschte Freude über die Rückkehr des Todtgeglaubten. Er besucht uns nun Tag für Tag. Wo Jemand sich blicken läßt, sei es im Wohn- oder Eszimmer, in der Küche oder den Schlafzimmern, sofort ist der liebe Dicke da und klopft und ruft, bis man ihm aufmacht. Verspürt er besonders tüchtigen Hunger oder hat er Elle, dann setzt er sich auf den Kirschbaum vor dem Hause und schreit aus Leibesträften. Tritt man an's Fenster, so fliegt er einem schon entgegen. Seine Kühnheit nimmt stetig zu. Mehrere Male hat er mir schon aus der Hand gestressen. Man merkt jedoch seinem Wesen an, daß er dieses Unternehmen selbst für ein großes Wagniß hält; dagegen scheint er es gar nicht, mir auf den Schooß zu fliegen und dort gemüthlich zu speisen, während ich arbeite und mit ihm spreche.

In der Küche hält er sich mit Vorliebe auf; dort gibt es so mancherlei auf der Anrichte und vom Boden aufzuköpfen. Nie veräuert er es, meiner Schwägerin, die augenblicklich leidend ist, seinen täglichen Krankenbesuch abzustatten; bei der Gelegenheit fallen dann auch immer einige gute Brocken ab, die er auf dem Bette verzehrt. Ganz frei von Eigennutz sind also diese Besuche wohl nicht. Doch wie manches gute Werk verträgt eine eingehende Prüfung des Beweggrundes? Unsere anderen Haushiere dulden den Eindringling. Möpchen, der draußen allen Vögeln nachstellt, betrachtet ihn als zur Familie gehörig, und wenn ich mich nur dem Fenster nähere, schreit Lora schon aus voller Kehle: „Defahr.“ Sie spricht das „Dicker“ wie ein Garde-Lieutenant aus. — Eben jetzt, während ich über ihn schreibe, sitzt er neben mir auf dem Schreibtische und sieht mich mit seinen schwarzen klaren Augen so klug und zutraulich an. Ja, du kleiner Schelm, die Hauptsache darf ich doch nicht von dir verschweigen: daß du nämlich ein sehr aufmerksamer Gemahl bist. Sobald nämlich sein Weibchen einen Ton von sich gibt, horcht er auf, beim zweiten schon läßt er die feinsten Lederbissen im Stich und fliegt mit augenscheinlicher Hast zu ihm hin in den großen Kastanienbaum. Oder sollte er am Ende trotz seines selbstbewußten Auftretens doch nur ein Pantoffelheld sein?

Allelei.

Selbstmord eines indischen Fürsten. Neben den Selbstmord eines indischen Fürsten wird der „Frankf. Zig.“ aus Chandernagor geschriebe: Vor Kurzem entlebte sich der Maharadscha von Patna; aber die Beweggründe, die ihn zu diesem verzweifelten Schritte getrieben haben, sind erst jetzt bekannt geworden. Der Herrscher von Patna war ein sogenannter „unabhängiger“ Fürst. Jedem indischen Fürsten wird von der englischen Regierung ein sogenannter politischer Agent an die Seite gestellt, der den Verkehr des Fürsten mit der Regierung vermittelt und ihm in allen Angelegenheiten mit Rath und That beistehen soll. Der Maharadscha darf ohne ausdrückliche Erlaubniß dieses Agenten keinen Europäer einladen, er kann keine Reise unternehmen, kein Fest geben, kurz, er befindet sich vollständig in den Händen des politischen Agenten. Nun mißbrauchte aber der politische Agent in Patna seine Stellung in ganz unglücklicher Weise. Er unterwarf dem Maharadscha selbst die harmlosesten Vergnügungen. Eines Tages brachte ihm einer seiner Spione einen Brief, in dem der Maharadscha den Vicekönig flehentlich um Abberufung des politischen Agenten ersuchte. Nun kannte seine Wuth keine Grenzen mehr; er beschimpfte den Maharadscha vor seinen Dienern mit den gemeinsten Schimpfwörtern. Jeder Tag brachte eine neue Beleidigung. In einem Briefe, den der Maharadscha wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben hat, beschwert er sich darüber, daß man ihm Alles versage, außerdem drückt er seine Furcht vor einer Tigerjagd, zu der man ihn zwingen wolle, aus. Im Laufe der Jagd würde ihm gewiß „unglücklicherweise“ ein Arm abgeschossen werden. Zuletzt erhebt er noch die schwere Anklage, daß er fast mittellos sei, da der politische Agent und der Dewan des Staates sich seiner Kasse und aller Einkünfte bemächtigt hätten. Der Fall hat unter den anderen Fürsten eine ungeheure Aufregung hervorgerufen.

Die Regierung gebe sich die größte Mühe, diese zu beschwichtigen. Die englische Presse schweigt den Fall todt, dagegen kann sie nicht verhindern, daß die einheimische Presse von fast nichts Anderem redet.

Ein Hospital für Aussägige in Louisiana. Da im Staate Louisiana die Zahl der Aussägigen in erschrecklicher Weise zunahm, wurde ein Hospital zur Aufnahme derselben gegründet, um sie von der menschlichen Gesellschaft abzusondern und so eine weitere Verbreitung der schrecklichen Krankheit durch Ansteckung zu verhindern. Als das Spital zur Aufnahme der Kranken fertig war, meldete sich Niemand zur Uebernahme desselben. Man wußte an die katholischen Krankenschwestern sich wenden, und die Barmherzigen Schwestern waren bereit, die Anstalt zu übernehmen. Die in New-Orleans erscheinende *Picayuni* beschreibt in einem längeren Bericht den Abschied dieser Heldinnen der Nächstenliebe und ihre Abreise nach *Leper Land*. „Schaudern Sie nicht vor dieser Mission und werden Sie nicht von Furcht ergriffen?“ so fragte der Berichterstatter die Oberin dieser Schwestern. Er erhielt von der Schwester *Beatrice* die schöne Antwort: „Warum sollte eine Barmherzige Schwester sich fürchten? Wir haben ja unser Leben der leidenden Menschheit geweiht. Gott wacht über dieses Asyl für Aussägige. Er wird seine Kinder, uns und die Kranken, die unsere Brüder und Schwestern sind, in seinen Schutz nehmen.“ Als der Dampfer sich in Bewegung setzte, wurde den Schwestern von der Volksmenge ein herzlich und ehrfurchtsvoller Abschied bereitet. Die Herren zogen ehrerbietig ihre Hüte und die Damen schwenkten ihre Taschentücher. Alle waren von Bewunderung für die mutthollen Schwestern ergriffen. „Jetzt wird die Sache schon arbeiten“, sagte Herr *Rehnes*, der Sekretär des Verwaltungsrathes des Spitals. „Bald werden alle Aussägigen im Staate sich in unserer Anstalt befinden; zum Mindesten gibt es in Louisiana 100 Aussägige. Wir haben bis jetzt erst 31 davon in unserer Anstalt. Aber die anderen werden schon kommen, nachdem die Barmherzigen Schwestern die Anstalt übernommen haben. Jetzt können sie der besten Pflege versichert sein.“ Den prot. Protectivisten kommt dieser Bericht der *Picayuni* sehr in die Quere. Man hört im Volke die spöttische Frage: „Warum haben die von der American Protective Association sich nicht erboten, die Leitung der Anstalt zu übernehmen?“

Die Musik in der englischen Königsfamilie. Die Königin *Victoria* ist äußerst musikalisch. Schon als zwölfjähriges Mädchen sang sie vor geladenen Gästen Duette mit ihrer Mutter, der Herzogin von Kent. Später bildeten *Händel*, *Gluck* und *Mendelssohn* ihre Lieblingscomponisten und unter den Werken des letztern besonders die Lieder ohne Worte. Die Königin hat bis vor wenigen Jahren Pianospiel und Gesang fortgesetzt. Jetzt rührt die 77jährige Monarchin das Instrument nur selten an. In ihren verschiedenen Schlössern besitzt die Königin 30—40 Pianos. Das schönste darunter steht im *Scharlach-Saale* im Schlosse *Windsor*; es hat einen wunderbar weichen Ton. Die Prinzessin *Beatrice* benutzte es häufig. Auf der Violine hat es die Königin niemals zur Meisterschaft gebracht; auf diesem Instrument glänzt der Herzog von *Coburg*. Dieser ist das einzige Mitglied des englischen Königshauses, welches eine echte *Stradivarius-*

Geige besitzt, obgleich der berühmte Geigenbauer von *Cremona* vier Geigen für *Georg I.* anfertigte.

Der neueste Frauenhut. Jüngst ging ich zur Mode hin, — Zu der Weltbeherrscherin, — Und ich habe unverzagt — Nach dem neuesten Hut gefragt. — „Blumen, Schmelz und Straußenfedern — Werden nachgerade lebern;“ So begann die Königin, — „Höheres erstrebt mein Sinn; — Sieh das herrlichste Modell!“ — Und sie küßte ein Gestell. — Tief geblendet von der Pracht — Fragt' ich: „Ist das selbst gemacht?“ — Freilich, keiner steht so gut, — Wie ein eig'ner Doctorhut.“

Scherzfrage. Wie theilt man einen Seufzer in fünf Theile? — Antwort: Indem man ihn in einen Handschuh aushaucht.

Himmelschau im Monat Juli.

—λ. Merkur ♿ entfernt sich immer mehr weiter westlich von der Sonne und ist in den ersten Tagen als Morgenstern schwach sichtbar.

Venus ♀ geht bereits nach 8 Uhr abds. unter.

Mars ♃ zwischen dem Kopf des Wallfisches und Widder geht auf gegen Mitternacht.

Jupiter ♃ steht nach Sonnenuntergang niedrig in NB. und geht nach 9 U. abds. unter.

Saturn ♄ geht anfangs vor 1 U. nachts, zuletzt vor 11 U. unter und wird lichtschwächer.

In der Nähe des Mondes befinden sich Mars am 5.; Merkur am 9.; Venus am 10.; Jupiter am 12.; Saturn am 19. Vom Monde werden bedeckt *Regulus* am 13. abds. 5 U. und *Antares* am 20. abds. 6 U.

Am 28. findet ein Sternschnuppenfall statt in langen, langsam ziehenden Bahnen aus dem Nordanen zwischen *Steinbock* und *Wassermann*.

„Quellenkunde.“

Oftmals frug ich Wind und Welle
Nach des Glückes hohen Sterne,
Rauschte lange an der Quelle,
Ob's nicht rauschte nah' und ferne:
„D das Glück, es lächelt gerne
Jedem an des Daseins Schwelle.“

Doch es klang wie heimlich Höhnen
Aus dem neckischen Wellenspiele
Zu des Herzens wildem Sehnen;
Und es rauschte laut und stille:
„D, wie fern steht du dem Ziele,
Wirst du's wohl erreichen können?!“

Also klang die kurze Kunde. —
Und ich sah die Wasser wallen
Lange noch im Wiesengrunde —
Sah dann aus der Tiefe strahlen
Sanft den Himmel, Frieden allen
Winkend auf dem Erdenrunde.

Da vergaß ich Erdenweben,
Frug nicht länger Wind und Welle,
Ob sie Glück mir könnten geben:
Aus der Tiefe klar und helle,
Aus dem Himmel quillt die Quelle
Frieden träufelnd in das Leben.

J. N.